

Hamburger Echo.

Abonnementpreis (incl. Post) 1/2 Mark monatlich, 4 Mark vierteljährlich, 12 Mark halbjährlich, 24 Mark jährlich, durch die Postanstalt zu beziehen. Einzelhefte 10 Pf. Sonntags-Nummer mit Illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 Pf. Kreuzbandbindungen monatlich 2/70, für das Ausland monatlich 3/50.

Redaktion: **Hamburg 36**, Schulstraße 11, 1. Stod. Expedition: Schulstraße 11, Eppendorfer.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgehaltene Zeitstelle oder deren Raum 35 A. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 A. Anzeigen-Ausschreibung 11. Erdgeschoss (bis 6 Uhr nachmittags), in den Büchereien (bis 4 Uhr nachm.), sowie in allen Annoncen-Bureaus. Blau- u. Gelbdruckarbeiten ohne Verbindlichkeit. Letzteren im besonderen Maße werden gerne und gegen Entgelt aufgenommen. Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Schulstraße 11, Erdgeschoss.

Filialen: St. Pauli, ohne Altonastr. bei Heinrich Koenen, Altonastr. 17. Elmshöfen, Kantenstraße bei Carl Dreyer, Fruchthallen 42. Hagen, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmsweg 51. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petersen, Baustr. 12. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Scharfbeck und Billwärder bei Carl Orlow, Baustr. 28. Hammerbrook bis Alstbüschel Willich bei Rud. Juhmann, Schwabenstr. 33. Notenburgsort und Reddel bei Th. Reimer, Lindenstr. 89. Wilhelmsburg bei Carl C. Diehl, Meyerstr. 12. 1. Et. Gilbek, Wandsbeck, Hainhofenfelde und St. Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Straße 24. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118. Ottenhofen, Bahrenfeld bei Joh. Seime, Bahrenfelderstr. 225.

Siezu zwei Beilagen.

Die Ritter vom Faustrecht.

Das Kaleidoskop der Weltgeschichte zeigt recht amüsante Bilder. So erscheint auch das „Recht auf die Straße“ im Wechsel der Zeiten in merkwürdiger Wandlung. Lange, aber nicht so lange, um vergerben und ohne Nachwirkungen zu sein, ist es her, seitdem die „glorreichen Ahnen“ der Junkerschaft von heute ein „Recht auf die Straße“ ausüben, durch das Staat und Gesellschaft zu den schärfsten Notwehrmaßnahmen gezwungen wurden. Jenes „Recht“ hieß das Faustrecht. Die edlen „Ritter“ von damals tummelten sich in Menge auf den Straßen, auf denen sich der Handel Deutschlands ausbreitete, und sie machten sich das „Recht“ an, die dort ziehenden Kaufleute „niederzuwerfen“, sie ihrer Waren zu berauben und sie behufs Erpressung von Lösegeld festzuhalten, wie es noch heute die Räuber auf dem Balkan und gelegentlich auch in den Abruzzen tun. Durch Anfänglichkeit einer „Fehde“ luden jene „Ritter“ dem Faustrecht einen ritterlichen Anstrich zu geben. Den kaiserlichen Landfrieden mißachteten und brachen sie, solange sie konnten, und die rüstigen Bürger der Städte griffen zur Selbsthilfe und taten die edlen Schnapphähne ohne weiteres am Galgen oder auf dem Block ab.

Wenn man hört, mit welchem Stolze die Epigonen dieser Ritter auf ihre Stammbäume und ihre Traditionen pochen, so müde es merkwürdig an, daß gerade sie diejenigen sind, die dem deutschen Volke das „Recht auf die Straße“ am bittersten befechten, das die Ahnen doch zum Zwecke gemeiner Räuberei beanspruchten, während das arbeitende Volk in diesem Rechte nur ein Mittel sieht, um Rechte zurückzugewinnen, deren es auf unrichtigem Wege beraubt worden ist. Und das ist es wiederum interessant, daß in der Weltgeschichte doch mehr „ausgleichende Gerechtigkeit“ walte, als eine durchaus pessimistische Weltanschauung manchmal zugeben mag. Vom Faustrecht wurde die Welt mit Feuer und Schwert kurirt; das „Recht auf die Straße“, wie es das arbeitende Volk begehrt, hat sich in kurzer Frist durchgesetzt, trotzdem es die Junker für ein „Staatsverbrechen“ erklärten und die spezialbürgerlichen Hosenjelen ihnen mehr oder minder verschämt zumühten.

So hat sich der interessante Rollenwechsel vollzogen; die Schnapphähne von ehemals verlangten ihr „Recht auf die Straße“ gegen den Kulturfortschritt und kamen schließlich damit unter die Ääder; das arbeitende Volk forderte sein „Recht auf die Straße“ für den Kulturfortschritt und hat es erreicht.

So sollte es natürlich nach den Intentionen der Herren Junker nicht gehen. Sie haben offenbar die Tradition vom Faustrecht noch nicht zu den historischen Akten gelegt. Sie hofften auf das große Massaker, auf welches auch feinerzeit ihr Jol Bismarck gehofft hatte; sie folgten sogar dabei ganz genau seinem Gebankengang. Die polizeilichen Drangsalierungen, so falkulierten sie, würden schließlich das Volk aufs äußerste erbittern und es würde zum Barrikadenbau, zum Straßenkampf kommen. Wenn 1848, so falkulierten sie weiter, das Volk im Straßenkampf gefiegt hätte, so müßte es diesmal schmächtig unterliegen gegen die kleinlichbrügger Gewehr und die Schnellfeuergeschütze. In der Tat, der Militarismus hat sich auf solche Fälle gut vorbereitet. Es ist ihm ein Leichtes, einen solchen Zustand zu erfriden.

Aber die Kalkulation der Junker war falsch. Sie rechneten nicht damit, daß sich jener Zeit über fünfzig Jahre verstrichen sind. Der Militarismus mußte bei dem modernen Wahlrechtskampfe ausbleiben; er mußte Gegend bei Fuß zugehen. Und wenn im Verlaufe dieser Wahlrechtsbewegung eine Episode eintreten sollte, in der die schärfsten Mittel von Seiten des Volkes angewendet werden müßten, so wird der Militarismus dabei doch keine entscheidende Macht bilden.

Die Wut über das Ausbleiben des schließlich erhofften Massakres ist in der anderweitig erwähnten Auslassung der „Konfessionellen Korrespondenz“ zum Ausdruck gekommen.

Der „ritterliche“ Blutdurst äußert sich dort ganz unverhohlen, denn es heißt dort, die durch die Wahlrechtsdemonstrationen gebrachte Gefahr für die öffentliche Sicherheit könne schließlich nur „mit Blut kurirt“ werden. Welch ein gefährlicher Rückfall ins Faustrecht der edlen Ahnen!

Natürlich wird jetzt von den Junkern zum Angriff gegen die „schwanende Staatsbehörde“ geboten. Nun, wir können nicht in der Verdracht kommen, irgendwelche Berechtigung für das gegenwärtige Regierungssystem zu empfinden. Wir wollen das Verhalten der Regierung auch nicht auf eine urplötzliche Erleuchtung mit nagelneuer Staatsweisheit zurückführen. Aber eine Regierung müßte doch vollständig blind und taub sein, wenn sie alle Konsequenzen junkerlichen Uebermens auf sich nehmen wollte. Eine Regierung mag in einem modernen Staate sein, wie sie will — aber ein gewisses inneres Verantwortlichkeitsgefühl, das von konstitutionellen Formen ganz unabhängig ist, kommt sie nicht hinweg. Daher kam es auch, daß der liebenswürdige Herr von Mantuffel besaouiert wurde, der eine Sammlung angeregt hatte, um die Schulleute zu belohnen, weil sie bei den früheren Wahlrechtsdemonstrationen so schneidig dreingeföhrt hatten. Die Regierung hat sich geföhrt, daß dies nicht nur bei jener Säbelaffäre Betroffenen erbittern würde.

Herr von Mantuffel glaubt jedenfalls, es sei in Preußen noch alles möglich, was zu jener Zeit möglich war, als sein Vater mit einem Staatsverbrechen dem preussischen Volke sein Wahlrecht raubte und ihm das Dreiklassenwahlrecht aufzwang. Wenn die Regierung zu der Ansicht gekommen ist, daß die Zeit der Mantuffeleien vorbei sei, so wollen wir das gern anerkennen. Wir wollen uns aber hüten, aus der Schwelung in der Haltung der Regierung zu weitgehende Schlüsse zu ziehen.

Sie föhlt, daß sie sich einem einmütigen und entschlossenen Volkswillen gegenüber befindet, dessen Macht lawinenartig wächst, je mehr Widerstand er findet. Zu brechen durch einfache Hartnäckigkeit und Brutalität, wie die Junker es wünschen, ist dieser Wille nicht.

Von der weiteren Haltung der Regierung wird der Gang der Dinge wesentlich abhängen.

Die englische Betokomödie.

London, 13. April.

Die Beratung des englischen Unterhauses über die Resolution der Regierung zum Verbot des Unterkaufes geht ihrem Ende entgegen. Ueberlegungen sind kaum zu erwarten und es ist wohl ziemlich sicher, daß, wie bereits die erste, auch die zweite und die dritte Resolution mit einer Mehrheit von etwas über 100 Stimmen zur Annahme gelangt, da die Jren und die Arbeiterteiler geschlossen für sie stimmen werden.

Diese Abwimmung wird sicherlich von den liberalen Blättern und Telegraphenagenturen als ein neuer, gewaltiger Sieg im Kampfe der liberalen Regierung gegen die reaktionäre Lordkammer in die Welt hinausposaunt werden. Es ist hier deshalb wohl am Platze, vor der Uebergehigkeit der Bedeutung dieser parlamentarischen Entscheidung zu warnen. Wer sie in ihrem Zusammenhang mit der ganzen Kampagne gegen das Oberhaus richtig zu werten versteht, wird vielmehr einsehen, daß sie in der Wirklichkeit nichts anderes bedeutet, als ein neuer Beweis der tatsächlichen Ohnmacht des englischen Liberalismus und eine neue Stufe in dem rasch fortschreitenden Prozesse seines Verfalls.

Dazu braucht man nicht einmal auf den Vergleich des bescheidenen Inhalts dieser Resolutionen mit den viel weitergehenden Forderungen der liberalen Regierungsmehrheit unter dem vorigen Ministerium Campbell-Bannerman und sogar unter der jetzigen Regierung Asquiths hin zurück zu gehen. Die Liberalen haben sich in der Wahl eines so großen Nachdruck zu legen, obwohl schon dieser Vergleich lehrreich genug ist. Damals redete man von nichts weniger als der Abschaffung des Oberhauses als einer gesetzgebenden Körperschaft. Und was sagen jetzt die drei Regierungsvorstellungen? Die erste, daß dem Oberhaus das Recht genommen werden soll, Entscheidungen des Unterhauses in finanziellen Angelegenheiten sein Veto entgegenzusetzen. Die zweite, daß das Verbot des Oberhauses in anderen als finanziellen, also in allen gewöhnlichen gesetzgeberischen Angelegenheiten in der Weise eingeschränkt werden soll, daß in drei nachfolgenden Sessionen vom Oberhause abgelehnte Gesetzesentwürfe unterge-

wissen Bedingungen durch die Zustimmung des Unterhauses und des Königs allein Gesetzeskraft erlangen können. Und die dritte, daß die Sessionsdauer des Unterhauses von sieben auf fünf Jahre verkürzt werden soll. Von den drei Resolutionen ist die zweite die wichtigste, da sie fast die ganze gesetzgeberische Tätigkeit des Parlaments berührt, und gerade sie weist dem Oberhause Befugnisse zu, die, wie es sogar der konservative Führer Balfour ausdrücklich zurecht bemerkt, in mancher Hinsicht über die ihm bis jetzt tatsächlich zustehenden hinausgehen. Damit eine Vorlage Gesetz werden könne, muß sie nach der zweiten Resolution nicht nur in drei nacheinanderfolgenden Sessionen vom Unterhause gebilligt werden, sondern sie muß dem Oberhause mehr als einen Monat vor dem Schluß der Session übergeben werden, und es müssen mindestens zwei Jahre zwischen dem Einbringen der Vorlage und ihrer dritten Annahme im Unterhause verstreichen, und, was noch einschneidender ist, die Entscheidung darüber, welche Vorlagen als finanzieller und welche als legislativer Art zu betrachten sind, wird ganz dem speaker (Sprich) (Speaker), d. h. dem Vorsitzenden des Unterhauses überlassen. Eine derartige Regelung würde in der Praxis darauf hinauslaufen, daß die reaktionäre Mehrheit des Oberhauses, die infolge ihrer durch das Verbot bestimmten Zusammenfassung keine Neuwahlen zu fürchten braucht, etwa durch zwei oder mehr kurz aufeinanderfolgende Parlamentsauflösungen mit viel geringerer Schwierigkeit als bisher jede ihr mißliebige Gesetzesvorlage vereiteln könnte. Schon der Inhalt dieser Resolutionen deutet also darauf hin, daß der englische Liberalismus in nichts anderem Fortschritt macht, als in der Befähigung seiner reformatorischen Forderungen, es sei denn, daß man das „Fortgeschritten“ nach der Art der Krebskurie versteht.

Aber wenn man auch die Resolutionen etwa verlangen würde, daß sämtliche edlen Lords des Oberhauses und der König dazu an den höchsten Rängen von Hyde Park aufgeführt werden sollen, so würde damit noch nichts an der Lage geändert sein, daß sie in der Wirklichkeit nicht mehr vermögen, als den Lords des Oberhauses selber genehm ist. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie ohne die Zustimmung des Oberhauses kein Gesetz werden können. Die liberale Regierung, die nicht den Mut fand, die finanzielle Obstruktion als Zwangsmittel gegen die Lords anzuwenden, wird es sich da gefallen lassen müssen, daß ihre Vetorevolutionen ebenso falkültig und erfolglos vom Oberhause abgelehnt werden, wie im Vorjahre ihr Budget. Ja, es ist höchst wahrscheinlich, daß die Resolutionen zu kammern, sondern daß sie es einfach ablehnen werden, sie zur Beratung zu stellen, solange sie nicht von dem auf ihnen beruhenden außerordentlichen Gesetzesentwurf begleitet sind, die die Regierung in Aussicht gestellt hat. Und wenn es dann die Konventionen nicht für praktikabel halten, durch das Einbringen von Änderungsanträgen und ähnliche Verschleppungsmanöver Zeit zur Vorbereitung auf die Neuwahlen zu gewinnen, so würde eben die sofortige Auflösung des Parlaments und die Ausschreibung von Neuwahlen die unabwehrbare Konsequenz sein.

Das Vorzeichen dieser Krise ist schon eine wahre Panik in den Reihen der Liberalen hervor. Sie sind jedenfalls zu noch in tieferen Konzeptionen und zu einer noch intimeren Annäherung an die Konserverativen bereit, um diesem Verhängnis aus dem Wege zu gehen. Sündige doch in der letzten Sitzung des Oberhauses der Vertreter des Kabinetts, Graf v. Crewe, an, daß die Regierung bereit sei, die Wahl des Zeitpunktes für die Beratung der Vetorevolutionen im Oberhause diesem selbst zu überlassen und insoweit das Budget für 1909/10 — dessen Zurückhaltung zur Not noch die letzte Rettungslanze für die Liberalen bilden könnte — im Unterhause zu erledigen. Es ist allerdings noch fraglich, ob die Regierung überhaupt die Möglichkeit haben wird, diesen weiteren Beweis ihrer Untermüchtigkeit den Konserverativen gegenüber zu erbringen; denn die Jren würden dann vielleicht schon beim ersten Tage der Budgetberatung die Regierung im Stiche lassen und sie über irgend ein Amendement zu einem wenig glorreichen Falle bringen.

Wie sehr die Liberalen sich diesen Befürchtungen, daß sie mit der Komödie ihrer Resolutionen, die das Oberhaus um sein Verbot bringen sollen, keinen einzigen politisch denkenden Menschen mehr hinter sich ziehen können, geht daraus hervor, daß sie schon überall die Vorbereitungen zu den Neuwahlen treffen. Die Konserverativen bleiben indessen auch nicht müßig und haben nicht nur bereits, gleich den Liberalen, in den meisten Kreisen ihre Kandidaten ernannt, sondern an vielen Orten den Wahlkampf durch Volksversammlungen und das Anheben von Plakaten eingeleitet. Die Aussicht auf die Möglichkeit, durch eine verhältnismäßig geringe, beim englischen Wahlrecht leicht hervorbringende Stimmenüberschiebung diesmal die absolute Mehrheit der Unterhausmandate zu erringen, fördert sie zu außerordentlichen Anstrengungen an, und mit dem Verble, das immer mehr zum ausschlaggebenden Faktor in der englischen Politik wird, wird diesmal weniger als je gekämpft werden.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, an der Hand der neuesten Ergebnisse in der englischen Finanzwelt festzuhalten, welcher bis jetzt der positive Wert des Lloyd-George-

Politische Ueberblick.

Aus dem Reichstage.

Berlin, 14. April.

Bereits der gestern von den Nationalliberalen eingebrachten Interpellation über das Willemer Eisenbahnunglück erklärte der Unterrichtsminister Richter, daß der Reichstagler bereit sei, die Interpellation Ende der nächsten Woche zu beantworten bzw. beantworten zu lassen.

Sodann wurde die vorgelegte abgeordnete Diskussion über den Entwurf zur Entlassung des Reichsgerichts fortgesetzt. Die heutigen Redner stimmten sämtlich mit denen vom Dienstag insofern völlig überein, daß eine Entlassung des Reichsgerichts im Interesse einer geordneten Rechtspflege notwendig sei. Aber in Bezug auf die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zweckes gehen die Meinungen stark auseinander. Nur insofern herrscht so ziemlich Uebereinstimmung, daß die Regierung vorgezogen die Disziplinierungsmaßnahme des Reichsgerichts als Notwendigkeit bei übereinstimmenden Urteilen der Landgerichte mit denen der Oberlandesgerichte, sein geeignetes Mittel sei, den genannten Zweck zu erreichen, weil dadurch die Gefahr heraufbeschworen wird, die Oberlandesgerichte in Verdrangung zu führen, ihre Urteile mehr, als das bis heute der Fall ist, denen der Landgerichte anzugleichen.

Unser Genosse Stadthagen hielt die Befürwortung der Revision der Staatsanwälte bei Freisprechungen für ein viel geeigneteres Mittel, durch das sicher einige Straftaten weniger notwendig werden. Im übrigen stimmt er mit den Rednern, die eine Vermehrung der Senate fordern, überein, vertritt aber die Ansicht, daß bei der Berufung von Richtern in das Reichsgericht ein viel größeres Gewicht auf deren wirtschaftliche und sozialpolitische Kenntnisse gelegt werden müsse; namentlich sei eine gründlichere Kenntnis der sozialpolitischen Gesetze erforderlich, als das bisher der Fall war. Dem stimmte auch Genosse Heine zu, unter Betonung der Notwendigkeit einer härteren Herangehensweise an Urteile in der Rechtsprechung. Entschieden wandten sich unsere Redner gegen eine Erhöhung des Disziplinarzweckes und Verteuerung der Klagen im Zivilverfahren, wodurch eine ganz bedeutende Verschärfung der Rechtspflege gerade für Arbeiter und kleine Geschäftsleute herbeigeföhrt

Das haus Michael Senn.

ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Franz föhnte, wie er langsam weid wurde und allmählich wieder in seine verlebte Stimmung kam. Wie sie sich im Kreuzgang vor der Mutter gedankt hatte und wie sie zu ihm gelächelt war! Und er hatte sie fast und lieblos diesem Weid wieder ausgeliefert. Wenn er doch nur ein gutes Wort zu ihr gesagt hätte. „Hil das Deine Lieb?“ hatte sie ihn gefragt.

Es war abends um zehn, sie fu zu befehalten. Franz ging nun voll Neugier über seine Handlungsweise ganz aufgeregt durch die Straßen. Nach Hause wollte er nicht. Jetzt nicht. Er mußte noch einmal umdrehen, in die Ausgangsstraße zu dem Haus, wo sie wohnte, um sich zu überzeugen, ob wohl alles in Ordnung sei.

In seiner aufgeregten Phantasie stellte er sich vor, wie man das geliebte Weid, sein Weid, jetzt mitten in der Nacht auf die Straße jagte. Er stand lange vor dem Haus und lauschte. Gott sei Dank, da war alles still und friedlich. Kein Schrei drante mehr. Ein Hauf, das war wohl heimlich eingeschlichen, um weiteren Bornürfen zu entgehen.

Nest da er vor dem alten, grauen, schon etwas baufälligen Haus stand, an dessen Erdgeschoß Feuchtigkeit und Mauerwerk emporstieg, wurde er wieder um vieles ruhiger. Er zündete sich eine Zigarette an und schlenderte langsam auf einem kleinen Umweg nach dem Domplatz.

Als er durch ein enges Seitengäßchen ging, das auf den Domplatz mündete, holte ihn sein alter Freund Christian Thaler ein, der gerade wie gewöhnlich zum Finkezwirt kam.

Der Buchhalter hatte beim Finkezwirt seinen Stammtisch, da fanden sich in einer der gemütlichen Stuben ein paar andere alte Arbeiter zusammen. Der Finkezwirt leit eine der frühesten Geschäften Wiens. Der etwas auffällige Name stammt von einer realen Wirtsgeschichte. In früheren Zeiten durfte der Geschwener in diesem Hause nur so lange ausbleiben, bis der Abend herbeizuckelte. Daher hieß man ihn im Volksmund den Finkezwirt. Das wurde natürlich längst abgeschafft. Man konnte jetzt beim Finkezwirt auch bis tief in die Nacht hoden.

Der Stammtisch des Christian Thaler war eine recht schwermütige Gesellschaft. Die alten Herren tranken ihr Bierlein Wein und rauchten ihre Pfeifen und sahen gemeist, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, still da. Selten, daß einer an den anderen das Wort richtete. Sie kannten sich ja schon seit vielen Jahren und hatten sich nichts Sonderliches mehr zu sagen. Man fu einander regelmäßig und das genügt. Dem Christian Thaler konnte diese Gesellschaft außer Sonderlinge nur passen. Er wa ja selber alles Geschwener, das außerordentlich. Die Wirter hatten der schwermütigen Tischgesellschaft beim Finkezwirt aber schon seit geraumer Zeit

einen etwas boshafte Uebernamen aufgebracht. Man nannte den Stammtisch allgemein das „Wachstüchlein“. „Franz!“ hörte der junge Senn den Buchhalter hinter sich rufen.

„Ja, Herr Thaler. Sind Sie auch noch am Weg?“ Franz blieb stehen und ließ den alten Mann an sich heranommen. Trotz der Freundschaft, die diese beiden seit Jahren verband, wagte es Franz nie anders als „Herr Thaler“ zu sagen. Das war die Hochachtung vor dem Alten, die der Junge empfand und die ein vertrauliches Du nie aufkommen ließ.

„Ja, ich hab mich ein bißel verpalet. Hab noch die Zeitung gelesen.“ sagte Christian Thaler, als sie nun nebeneinander einhergingen. Es fiel Franz auf, daß der Alte noch müder und verträumter war als sonst.

„Sind Sie nicht wohl, Herr Thaler?“ fragte er.

„Nicht ganz,“ antwortete der alte Buchhalter schwach ab. Dann gingen sie schweigend weiter. Nicht geradewegs heim. Unwillkürlich schlugen sie zusammen noch einen kleinen Bummel ein. Durch die Laubengasse nach dem Pfarrplatz.

Vor dem Haus der Berggärtin blieb Christian Thaler stehen, stützte sich auf seinen Spazierstock und schlopfte tief Atem.

„Meinst du, Franz, es war ein dummes Streich?“ fragte er dann ganz und gar unvermittelt.

„Was meinen Sie eigentlich?“ Franz wußte sofort, worauf der Alte anspielte.

„Das mit der Agnes. Sie ist ein braves Weid!“ sagte Christian Thaler mit einer Wärme, die Franz bei dem alten Buchhalter gar nicht gewohnt war.

„Wir passen nicht füreinander!“ erwiderte Franz kurz.

Christian Thaler harrie ihm nun eine Weile zerstreut und völlig weilerlos ins Gesicht. Dann gab er sich einen Ruck. „Wenn Du Dich nur nicht täuschst!“ sagte er fast traurig.

Schweigend gingen die beiden durch die Pfarrgasse über den Domplatz hinaus. Keiner sprach mehr ein Wort.

Und doch hätte Christian Thaler noch so gerne und so viel mit dem Franz geredet. Aber es erging ihm wie in den Jahren, als die tote Frau Senn noch eine junge Frau war und die Klust zwischen den Gatten immer breiter und tiefer wurde.

Demals hätte er auch reden sollen und hätte die rechten Worte nicht gefunden. So blieb er auch heute ruhig und schweigend. Wie damals.

Aktres Kapitel.

Seit fast einer Stunde wartete die Frau Raffener in dem Wohnzimmer des bodenwürdigen Herrn Tobias Wiefel. Im vollen Staat mit Hut und Gade sah sie da. Gerade so wie sie an Sonn- und Festtagen zur Kirche ging.

Der bodenwürdige Herr Tobias Wiefel war seit Jahren Kooperator an der Stadtkirche von Wien. Ein Freund und Gönner aller Armen und Bedrängten und ein großer Förderer und Wohlthäter der Familie Raffener. Zu ihm kam Frau Katharina Raffener, wenn sie wieder einmal in ihren Geld-

verlegenheiten nicht wo aus und wo ein wußte und holte sich verlässliche Hilfe.

Frau Raffener verstand es, durch Tränen und Schilderungen ihrer verzweifelt Lage das Herz des gutmütigen Kooperators stets zu röhren. Wenn seine eigenen bescheidenen Mittel nicht ausreichten waren, dann ließ er sich über, von einer und der anderen ihm befreundeten Familie Hilfe zu erbitteln. Frau Raffener wußte, daß sie in ganz Wien einen Namen hatte. Gönner der Hilfe, als ein Sanftmütiger Kooperator. Auf seine Hilfe rechnete sie auch heute mit Bestimmtheit. Er sollte und mußte ihr helfen. Daher war sie so geistlich und in aller Frühe gekommen.

Die Biblischlerin hatte sie einwilligen in das Wohnzimmer des Kooperators geschickt; denn Tobias Wiefel hatte noch in der Pfarrkirche zu tun. Da sah nun Frau Raffener schon geraume Zeit in dem großen, bequemen Raum und dachte noch, wie sie den Gesandten am besten für ihre Zwecke gewinnen könnte. Daß sie gleich in aller Frühe zu ihm gekommen war, würde hoffentlich den richtigen Eindruck auf ihn nicht verfehlen und mußte ihm beweisen, in wie großer Not sie sich befand. Eigentlich wurde ihr das lange Warten schon etwas lästig. So zu sitzen und nichts zu tun, pokte ihr nicht. Wenn der Hochwürdig nur bald kommen würde!

Sie sah sich in dem Zimmer um. Da stand alles, wie sie es seit Jahren kannte, auf jenem gewohnten Platz. Der Schwelchlich sah den Fenster, mit den verschiedensten Bildern geistlicher Herren. Dann der große Bücherstapel mit den grünen Vorderhängen. Die hübsch, topgelochte Garnitur mit den gefädelten Schutzdecken. Der ovale polierte Tisch, auf dem ein großes Photographicalbum lag und noch zwei schon gebundene Erinnerungsbücher. An den Wänden die zwei großen Bilder der Mutter Gottes und der heiligen Mutter Anna in schweren Goldrahmen. An den beiden Fenstern, die mit hellen Spitzenvorhängen besetzt waren, standen Töpfe mit blühenden Blumen. Das verlieh dem Zimmer des geistlichen Herrn ein ungemein freundliches und wohlthuendes Aussehen.

Hier war alles so hübsch fauber. Kein Staubchen hätte man entdecken können. Frau Katharina Raffener fu auf den weissen, ungezeichneten Fußboden, über den ein langer Laustepich gebreitet lag. Der Boden fu entschieden einladender und appetitlicher aus, wie bei ihr daheim das Audeubel. Sie schwärmte nicht sonderlich für die Hausarbeit. Wenn nur nach außen auf den Platz hergerichtet war. Drinnen durfte man bei ihr keine Nachhaken halten.

Man wurden sehr Gedulde bedürftig, die über die höflichen Sitzgen ins zweite Stockwerk heraufkommen. Frau Raffener richtete sich in Kostur. Sie hatte auf einem der vergoldeten Stühle mit den weissen Schutzdecken Platz genommen und sah mit dem Gesicht gerade der Tür gegenüber. Herr Tobias Wiefel trat rasch ein. Er war eine große, falkliche Erscheinung. Anfrangs der Verzweiflung und von sehr einnehmendem Aussehen. Das rauhe, barocke Gesicht hatte noch fast etwas Kindliches. Hell-

blaue, gutmütige Augen schauten etwas verwundert und fragend in die Welt. Das dunkelblonde Haar fiel in leichten Locken über die hohe faltenlose Stirn.

Beim Eintreten lauchte der Kooperator flüchtig in den kleinen, zimernen Weidbrunnenschel, der knapp neben der Tür hing. Dann ging er rasch auf die Frau zu und reichte ihr die Hand. Frau Katharina Raffener hatte sich föhlig, als der Hochwürdig in der Tür erschien, erhoben und küßte jetzt die rechte Hand eberfröhlich. Der Kooperator winkte ihr freundlich, Platz zu nehmen.

„Was ist denn gesehen, Frau Raffener?“ erkundigte er sich teilnehmend. „Daß Sie schon so zeitlich bei mir sind? Sit mer krank bei Ihnen? Oder fehlt's sonst wo?“

Ohne ein Wort zu sagen, zog die Raffenerin ihr Taschentuch hervor und fu bitterlich zu weinen an. Der Kooperator hatte auf einem Stuhl neben ihr Platz genommen. Es war nicht das erste Mal, daß Frau Raffener in so tröstlicher Verzweiflung zu ihm kam. Dann brauchte sie Geld. Es stand wieder einmal die Pfändung vor der Tür.

Jedesmal hatte der Kooperator das Aergis von der Familie noch abzumenden gewußt. Im Notfall hatte er noch immer irgend einen Gutäter gefunden. Niemand wußte, für wen der Kooperator die Hilfe der Nächsten in Anspruch nahm. Die Namen der Bedürftigen hielt er stets streng geheim. Valentin Raffener hätte ja um Amt und Brot kommen können, wenn seine Vorkünder eine Ahnung gehabt hätten, wie es eigentlich um ihn stand. So mußte man nur, daß die Wiefel'schen Schulden hatten, die sie von Zeit zu Zeit regelmäßig abzahlten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Lichtbilderorträge der Arbeiterbildungskommission. Am Donnerstag, 21. April, abends 8 Uhr, beginnt im Hölzsal des Gemeindefaßes ein Zyklus von Vorträgen über das Leben der Wäite. Es ist insofern eine wertvolle Angelegenheit, als neben den Lichtbildern auch lebende Pflanzen beobachtet werden, um den Hören eine Anschauung zu biologischen Beobachtungen zu geben. Die Vorträge sollen dieselbe Kenntnisse vermitteln, die eine Grundlage für spätere Vorträge mehr allgemeiner Art bilden.

Verleihung des Gumboldt'scher Musikpreises. Das Programm des vollständigen Konzertes am Sonntag in der Musikhale bringt eine sehr geschickte Zusammenstellung von Kompositionen für jeden Geschmack. Es ist insofern eine wertvolle Angelegenheit, als neben den Lichtbildern auch lebende Pflanzen beobachtet werden, um den Hören eine Anschauung zu biologischen Beobachtungen zu geben. Die Vorträge sollen dieselbe Kenntnisse vermitteln, die eine Grundlage für spätere Vorträge mehr allgemeiner Art bilden.

Verleihung des Gumboldt'scher Musikpreises. Das Programm des vollständigen Konzertes am Sonntag in der Musikhale bringt eine sehr geschickte Zusammenstellung von Kompositionen für jeden Geschmack. Es ist insofern eine wertvolle Angelegenheit, als neben den Lichtbildern auch lebende Pflanzen beobachtet werden, um den Hören eine Anschauung zu biologischen Beobachtungen zu geben. Die Vorträge sollen dieselbe Kenntnisse vermitteln, die eine Grundlage für spätere Vorträge mehr allgemeiner Art bilden.